

Halleische Zeitung. Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Bezugs-Preis. Die Halle und Umgebungen 1/2 Rth. A. ...

Anzeige-Gebläse. Für die Inserate werden ...

Nummer 511. Redaktion und Expedition: Halle, Mittwoch 31. Oktober 1894. Berliner Anzeiger: Berlin, Friedrichstraße 89/11. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.) Berlin, 31. Oktober. Bankier Polke wurde gestern aus der Haft entlassen.

Der Leiter des Reichsanlagers, des Ministerpräsidenten, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ...

Kaiser Friedrich III. am 31. Oktober 1894 ...

Beschlimmerung im Zustande des Czaren.

In unserer gestrigen Morgenausgabe meldeten wir, daß sich plötzlich ein Fieberanfall ...

Das Hauptinteresse bei der Parteizusammenkunft ...

Die Konferenz der preussischen Staatsminister ...

Der Kaiser ist im Zustande des Todes.

London, 30. Oktober. In unserer gestrigen Morgenausgabe ...

Der Kaiser ist im Zustande des Todes. London, 31. Oktober. ...

Der Kaiser ist im Zustande des Todes. London, 31. Oktober. ...

Nach der Krise.

Die Rekonstruktion des preussischen Staatsministeriums ...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser unternahm am Dienstag Vormittag ...

Die Konferenz der preussischen Staatsminister ...

Die Konferenz der preussischen Staatsminister ...



(Nachdruck verboten.)

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klindt-Lütetsburg.

Amtrichter Hellwald verhehlte ſich nicht, daß er ſelbſt ſchuld an dieſem Mißgeſchick war, beſaß aber nicht Großmuth genug, dieſe Schuld auf ſeine Schultern allein zu nehmen. Braut und Schwägerin hatten durch ihre Mittheilungen über Foelke Bruns Theil daran genommen, ohne dieſelben würde er ſich niemals ſoweit haben verirren können, wie er gethan. Dieſer Gedanke machte ihn reizbar. Sein Ohr war plötzlich ungemein empfindlich gegen Erzählungen ſeiner Braut, mit welchen ſie ihm ſeitler die gemeinſamen Spaziergänge gewürzt, und er tabelte wiederholt in harter Weiſe ihre Sucht, jedes kleine Ereigniß in befreundeten Familien zu beſpötteln und zu kritifiſiren.

Fräulein Elsbeth war außer ſich über die Behandlungsweiſe ihres Verlobten. Im Elternhauſe das Goldtöchterchen, dem niemals ein Herzenswundch verſagt worden war, bewundert und verhätschelt um ihrer Schönheit und glänzenden Geiſtesgaben willen, ſollte ſie die Gattin eines einfachen Amtrichters werden, deſſen dürftiges Gehalt ihm unmöglich gemacht haben würde, eine Frau ſtandesgemäß zu unterhalten, dem ſie die Wohnung würde einrichten müſſen, und der durch die Zinſen ihres ihr von einem großmüthigen Vater gewährten Kapitals ſeine Exiſtenz zu einer ſorgloſen machen konnte? Niemals! Sie war feſt entſchloſſen, ſich dagegen zu wehren, ſie wollte dem Verlobten zeigen, daß ſie ihres Werthes ſich wohl bewußt war.

Elsbeth's Trog, ihre Unfreundlichkeit, kleine dem Verlobten bereitete Widerwärtigkeiten waren allerdings wenig geeignet, die Laune Hellwald's zu verbeſſern. In einem Zeitraum von nur vierzehn Tagen hatte er erkannt, daß die gewählte Braut nicht viele Eigenſchaften beſaß, die geeignet ſein würden, ſeine Verbindung mit ihr zu einer beglückenden zu machen. Er ſeufzte tief auf bei dem Gedanken an ein Band, das er leichtfertig geknüpft um ſich eine geſicherte Exiſtenz zu verſchaffen. Die Ahnung von einem höheren individuellen Werth der Frau war vor ganz kurzer Zeit zwerſt nur in ihm aufgebämmert, aber in wenigen Wochen ſchon zu einer Ueberzeugung geworden, die ihn mit Schrecken erkennen ließ, daß er leichtfertig ſein Lebensglück von einer Frau abhängig gemacht, die niemals Verſtändniß für die Anforderungen, welche er an ſie zu ſtellen berechtigt war, haben würde.

Er war weit davon entfernt, ſie für einen von ihm begangenen Fehler und eine vernachläſſigte Erziehung verantwortlich zu machen, doch glaubte er ſich und ihr den Verſuch, veredelnd auf ſie zu wirken, ſchuldig zu ſein. Aber nichts wäre im Stande geweſen, den Contraſt der beiderſeitigen Lebensanſchauungen greller zu beleuchten, als eben dieſes Beſtreben, und in kurzer Zeit hatte das Glück des jungen Paars nicht nur ein Ende gefunden, ſondern dieſe Thatſache war auch bereits ein offenes Geheimniß für Verwandte und Bekannte geworden.

Die Urſache war Niemandem erſichtlich. Nicht einmal die eigenen Angehörigen ſchenkten den Verſicherungen der Braut, daß Foelke Bruns diejenige ſei, welche ihren Verlobten gegen ſie aufgebracht, Glauben. Erſt allmählig gelang es ihr unter dem Beiſtand der Schwefter, den Rath Gutmund zu veranlaſſen, eine derartige Möglichkeit wenigſtens in's Auge zu faſſen. Gerüchte über ein Zerwürfniß zwiſchen den ehemaligen Freunden, dem Amtrichter Hellwald und dem Rechtsanwalt Buddenberg hatten ſein Ohr erreicht, wenn auch nur im beſchränkten Maße. Ein durchaus verändertes Weſen ſeines zukünftigen Schwagers war ihm ebenſo wenig verborgen geblieben, als deſſen eigenthümliche Stellungnahme in dem Fall „Foelke Bruns“. Zuerſt deſſen ſtrophes Auftreten gegen eine junge Frau, die in den Augen des Rathes allerdings wenig lebenswürdige Eigenſchaften entwickelt hatte, aber auch ſchwerlich zu einem planmäßig ausgeführten Verbrechen ſich würde haben hinreißen laſſen. Demgegenüber war dann plötzlich und

vollständig unvorbereitet ein völliger Umſchwung Hellwald's in der Beurtheilung der Frau Bruns eingetreten. In Juristenkreiſen wurde die Sache eingehend erörtert und manches Urtheil gehört, das nicht gerade zu Gunſten des Amtrichters ausfiel.

Auf jeden Fall hatte derſelbe eine geradezu räthſelhafte Unbeſonnenheit in der Gefährdung ſeiner Laufbahn bewieſen. Der Amtrichterath Gutmund, dem es unmöglich geweſen ſein würde, mit einem Vorgeſetzten in Konflikt zu gerathen, war faſt völlig von Schrecken überwältigt, als er von dem Landgerichtspräſidenten direkt Näheres über das Verhalten des Amtrichters in Erfahrung brachte. Hellwald hatte ſich bei demſelben zu einem perſönlichen Bericht gemeldet und, unter Klarlegung eines angeblichen Irrthums von ſeiner Seite, Einſtellung des Verfahrens gegen Foelke Bruns beantragt. Selbſtverſtändlich konnte davon nicht die Rede ſein, der Präſident hatte ſich dagegen bevoogen gefühlt, die bezüglichen Akten einzufordern.

Eine Durchſicht und Prüfung derſelben war indeſſen nicht im Stande geweſen, dem Präſidenten Klarheit zu verſchaffen. Die beiden Berichte des Amtrichters Hellwald machten eben ſo ſehr den Eindruck des Wahrheitsgetreuen, als die von der Angeklagten unterzeichneten Protokolle. Mit den letzteren befanden ſich indeſſen die eidlichen Zeugenaussagen im ſchroffen Widerspruch, dann aber auch ohne Zweifel das ganze Benehmen und Auftreten der Frau Bruns, welches das Vorurtheil des Juristen noch erheblich verſtärkte.

Von dem Präſidenten, welcher von den Beziehungen des Amtrichters Gutmund zu dem verlorbenen Meinhardi gehört hatte, nach ihm etwa aufgeſchallenen Charaktereiſenſchaften der Angeklagten befragt, hatte derſelbe nicht viel zu deren Gunſten ausſagen können und wollen. Die Erinnerung an ehemalige Beziehungen zu dem Namen Meinhardi murrte ihm in hohem Grade peinlich ſein, er ſelbſt hatte es vielleicht der Mühe werth gehalten, über Foelke ein Urtheil ſich zu bilden, ſondern ſtützte ſich auf die wenig günſtigen Aeußerungen ſeiner Frau und Schwägerin, mit welchen dieſe jene bedacht. So trug der gutmüthige Rath nicht abſichtlich, aber weſentlich dazu bei, Foelke Bruns's Lage zu verſchlimmern, indem er den Vorgeſetzten hinderte, einem zu Gunſten der Angeklagten ſich regenden Gefühl ſtatzzugeben und unbefangener zu prüfen.

Das Schickſal der Angeklagten ſchien beſiegelt. Nach Lage aller ſich erhebenden Verdachtsmomente mußte ihre Verhaftung erfolgen. — In demſelben Augenblick, als der Amtrichter Hellwald davon Kenntniß erhielt, daß Frau Bruns in das Amtrichtersgefängniß abgeführt worden war, reichte er ein Urlaubs- und ſein Entlaſſungsgeſuch ein. Er kam damit nur ſeiner bereits verfügten Verſetzung nach einem fernen kleinen Orte zuvor.

Während dieſer Zeit, in welcher die Stimmung Hellwald's in der That eine unerträglich war, die den Verkehr mit ihm zu einem wenig angenehmen machte, war es zwiſchen ihm und ſeiner Braut immer öfter zu Scenen gekommen, bis ſie ihm eines Tages erklärte, daß ſie vorzöge, ein Verhältniß zu löſen, daß ihr kein Glück bringen werde.

Hellwald hatte in dieſen Worten nur den Ausdruck vorübergehenden Aergers geſehen, und da er ſich ſelbſt nicht frei von Schuld fühlte, mit Bitten ſie zu verſöhnen geſucht. Dieſen gegenüber hatte ſie ſich zum Nachgeben bereit gezeigt. Aber den Bitten geſellten ſich Entſchuldigungen zu über ein verändertes Weſen, das lediglich ſeinen Urſprung in dem Erkennen eines begangenen Unrechtes habe. Er bot ihr die Hand zur Verſöhnung, jagte ihr, daß ſie Beide bemüht ſein wollten, ſich zu verſtehen, um in Zukunft jeder Meinungsverſchiedenheit aus dem Wege zu gehen. Der naturgemäß ernſte Ton dieſer und ähnlicher Vorſtellungen hatte aber jähnell Elsbeth's weichere Stimmung beſiegt. Das gerade war ſeine Art und Weiſe, die ſie zum Erkennen der Unmöglichkeit, ſich mit ihm zu verſtändigen, gebracht. Pflichten.

Sie hatte Alles gethan, was in ihren Kräften ſtand, ihm

zu gefallen, und war keineswegs gesonnen, ihm weitere Zuge-
ständnisse zu machen.

Sie hatte sich mit Thränen des Zornes in den funkelnden
Augen von ihm getrennt, er traurig über den Ausgang eines
Verständigungsversuches, von welchem er sich viel versprochen, sie
fest entschlossen, ein Verhältniß zu lösen, das sie niemals würde
befriedigen können, und während der Amtsrichter noch erwog, auf
welche Art ein Ausgleich herbeizuführen sein würde, wußte schon alle
Welt, daß das Verlöbniß zwischen ihm und Elsbeth gelöst sei,
und die Fama war bemüht, mit kleinen Nebengewandungen,
Achselzucken und Spottlächeln ohne Schwierigkeiten aus ihm
einen auf unbegreifliche Weise sinnlos bethörten Mann zu
machen.

Amtsrichter Hellwald ahnte glücklicher Weise nichts
von den mancherlei Bosheiten, zu deren Verfertigung er
gemacht wurde. Die Folgen seines Vorurtheils
gegen Joelle Bruns und seiner Unerfahrenheit, welche beide in erster
Linie diese junge Frau ins Verderben geführt, hatten zuerst, als
er die Nachricht von ihrer Verhaftung empfingen, förmlich
niedererschmetternd auf ihn gewirkt. Er hatte eine ihm fremde
Schwäche gefühlt und war vorübergehend jedes klaren Gedankens
unfähig gewesen. Nur mit äußerster Anstrengung war es ihm ge-
lungen, sich aufzuraffen, um dann sofort diejenigen Schritte zu thun,
die ihm geboten erschienen. Nicht in erster Reihe dachte er dabei
an sich, indem er ein Urlaubs- und sein Entlassungsgesuch aus
dem Staatsdienst einreichte, sondern dieser Schritt dünkte ihm
nur eine vorbereitende Nothwendigkeit für das, was er thun mußte,
um wenigstens den Versuch zu machen, einen begangenen Fehler
auszugleichen.

Dann war er zu dem Rechtsanwalt Buddenberg gegangen,
um denselben von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen. Zwischen
beiden Freunden war das alte, gute Verhältniß vollständig her-
gestellt, Hellwald hatte alles Fremde, das er in Buddenberg's
Augen seit einiger Zeit angenommen, wieder abgestreift.

„Welchen Eindruck macht Dir die unglückliche Frau? Haft
Du sie gesehen?“ lautete, zu der vertraulichen Anrede zurück-
kehrend, Hellwald's erste Frage.

„Allerdings. Ich habe mich sofort zu ihr begeben und
müßte lügen, wollte ich sagen, daß ihre scheinbare Gleichgültig-
keit einen beruhigenden Eindruck auf mich gemacht. Sie sah
fürchtbar bleich aus und — scheint sehr zu leiden. Es ist zuviel
für ihre jungen Schultern, und — ich fürchte den Ausgang.“

„Ihre Verurtheilung?“ kam es jäh von Hellwald's Lippen.
Gleichzeitig fuhr er mit seinem Duche sich über die Stirn, wie in
nervöser Hast.

„Das gerade nicht, und es wird kaum soweit kommen.
Ich bin überzeugt, sie kann nicht einmal als eine Schuldige an-
gesehen werden; nur eine ganz unglückselige Verkettung von Um-
ständen hat die Sache sich so entwickeln lassen. Ich fürchte nach
einer anderen Seite hin den Ausgang. Frau Bruns verfügt
nicht über eine eiserne Gesundheit, die letzte Zeit drängt die
Befürchtung auf, daß die fortgesetzten unabsehbaren Aufregungen
sie tödten werden.“

Hellwald biß sich auf die Unterlippe, er hatte dasselbe
gedacht, seitdem er die beklagenswerthe junge Frau zuletzt
gesehen.

Stubenluft im Winter.

Das Heizen hat wieder begonnen, und mit ihm zieht das
Heer der sogenannten Erkältungskrankheiten in verstärktem Auf-
gebot durch's Land. Husten, Schnupfen, Zahmweh, Ohrenreizen,
Rheumatismus, die im Sommer auf Urlaub abwesend waren,
brechen wieder in Haufen herein und stürzen sich auf ihre
Schlachtopfer. Werden sie zunächst auch nur als Belästigungen
empfunden, welche nicht gleich die Arbeitskraft ganz aufheben, so
sind sie doch auch häufig Vorboten größerer Leiden, und auf
alle Fälle stören sie das Wohagen und verringern unsere Leistungs-
fähigkeit. Sich von ihnen möglichst frei zu halten, ist wohl
einigen Nachdenkens werth.

Eine ganze Menge Leute sind denn auch auf diesen löblichen
Zweck bedacht — aber ohne weiteres Nachdenken. Von Kindes-
beinen an haben sie gehört, daß jene Krankheiten von Erkältung
herrühren, und daß Erkältung vom Zug herrührt. Erkältung
bedeutet offenbar Kaltwerden, und unter Zug verstehen sie be-
wegte Luft. Vor beiden muß man sich also hüten. Um jenes
zu vermeiden zieht man sich so warm wie möglich an. Um den
Zug zu vermeiden, schließen sie Fenster und Thüren so dicht wie
möglich, gehen so wenig wie möglich aus dem Zimmer und —

„Und es ist nichts mehr zu machen!“ stieß er endlich wie
verzweifelt hervor.

„Ich meine, doch. So wie die Sache jetzt liegt, können wir
in eine Berathung über sie eintreten. Auf keinen Fall wird die
Angelegenheit Dich als Richter noch beschäftigen. So brauche
ich Dir gegenüber kein Schweigen über das zu beobachten, was
ich in dieser Angelegenheit gethan und welche Erfolge ich erzielt.
Ich habe zunächst eine Zeugin aussfindig gemacht, durch welche
es mir hoffentlich gelingen wird, diesen Bernd Bruns als völlig
unglaublichen Zeugen hinzustellen. Er ist ein notorischer
Säufer, Spieler, Lüderjahn, der durch körperliche Mißhandlung
die junge Frau bereits einmal an den Rand des Grabes ge-
bracht.“

Buddenberg erzählte die näheren Umstände jenes ihm von
der Magd mitgetheilten Vorganges, dessen Folgen zu bestätigen
der alte Doktor sich bereit erklärt hatte.

„Aber — die schwarze Wolberich! Die Wolberich Heymann!“
rief der Amtsrichter in der Erinnerung an das von derselben ein-
gereichte Protokoll und seinen eigenen Bericht aus.

„Ich will darüber noch schweigen, aber ich denke, auch hier
begünstigt mich das Glück oder vielmehr der boshafte Charakter
jener Dirne. Zwischen Bernd Bruns und ihr besteht ein Ver-
hältniß, soviel steht fest. Er befindet sich in ihrer Gewalt, die
sie durch ihr Zeugniß gegen Frau Bruns gewonnen haben mag.
Es ist schlimm, daß ich nicht mehr freie Zeit habe“, fügte
Buddenberg hinzu. „Ein Beobachtungsprotokoll in P. müßte loh-
nend sein.“

„Vielleicht bin ich bereits in den nächsten Tagen in der
Lage, diesen Posten zu übernehmen. Man wird es eilig haben,
eines „durchaus Unfähigen“ sich zu entledigen“, sagte Hellwald
mit einem ironischen Lächeln. Dann fügte er sehr ernst hinzu:
„Ich betrachte mich bereits als ganz frei und Du darfst über
mich verfügen, wo ich Dir in dieser Sache nützen kann.“

Es hatte den Anschein, als ob der Amtsrichter noch etwas
hinzufügen wollte; mit einem kaum merklichen Zurückwerfen des
Kopfes nahm er aber dann davon Abstand. Eine Minuten lange
Pause trat ein, ehe er fortfuhr:

„Ich will gehen meine Angelegenheiten zu ordnen, da meines
Bleibens hier nur für den Fall sein dürfte, daß der Justizrath
H. seine Absicht, den Wohnsitz nach A. zu verlegen, wirklich zur
Ausführung bringen sollte. Sonst werden wir uns die Kund-
schaft nicht streitig machen, Buddenberg.“

„Wir haben unsere Gegnerschaft nicht zu fürchten“, meinte
dieser. „Dein Niederlassen hier am Plage wäre mir sogar aus
mehr als einem Grunde angenehm. Ueberlege Dir die Sache,
Du hast Zeit!“

Es wurden noch einige gleichgültige Dinge zwischen
Beiden besprochen, während dessen Hellwald sich wiederholt zum
Gehen wandte. Aber es schien, als ob er immer und immer
wieder durch etwas gehindert würde, seine Absicht auszuführen.
Schon hatte er die Thür zum Vorzimmer geöffnet und das Ab-
schiedswort gesprochen, als er noch plötzlich und unvermittelt die
Frage äußerte:

„Wie beurtheilt Frau Bruns mein Vorgehen?“

(Fortsetzung folgt.)

„erkälten“ sich trotz alledem doch! ja, je peinlicher sie alle diese
Vorrichtsmaßregeln beobachten, desto häufiger leiden sie an
Schnupfen, Husten, Zahmweh und dergleichen.

Leute dagegen, die durch ihren Beruf viel ins Freie getrieben
werden, also sich im Winter sowohl der kalten wie der bewegten
Luft fleißig aussetzen, sind merkwürdig selten von jenen Uebeln
heimgesucht. Oder wäre es die Regel, daß Schutzleute, Brief-
träger, Pferdebahn- und Eisenbahnbeamte, Feuerwehrleute,
Schiffer, Förster hustend, keuchend, von Zahmweh und Ohren-
reizen geplagt umher gingen? Die Leute sind eben abgehärtet,
sagt man. — Um das Abhärten muß es also eine gute Sache
sein, wenn es uns so manche lästige und leicht auch bedenklich
werdende Störungen der Gesundheit erspart. Wer aber durch
seinen Beruf an's Haus gefesselt wird, kann nicht leben, wie
jene abgehärteten Leute, und daher schaden ihm anscheinend
Dinge, die jenen nichts anhaben können.

Wer nun der Sache mehr auf den Grund geht und sich
nicht bei jener überlieferten Weisheit beruhigt, kann bald er-
fahren, daß sie ein bedenkliches Loth hat. Sie enthält eine halbe
Wahrheit, aber die wichtigere Hälfte fehlt. Die Wahrheit ist
dies: wenn dem Körper zuviel Wärme entzogen wird, so wird er
krank, und ebenso schadet eine zu große Kälte, die einen ein-

zelnen Körperteil trifft, wie wenn man sich in einem warmen Raum aufhält, durch welchen plötzlich ein Strom eiskalter Luft bläst. Dies letztere zu vermeiden, ist also ebenso richtig, als sich im Winter wärmer zu kleiden und die Stube zu heizen, sobald das Thermometer weniger als 12 bis 14° R. zeigt.

Ein großer Schaden ist aber einerseits, wenn man Zug und bewegte Luft ohne weiteres für dasselbe nimmt, und jedes körperliche Leiden, über dessen Ursache man sich nicht die Mühe geben will nachzudenken, kurzweg darauf zurückführt, daß man irgendwo von bewegter Luft berührt worden ist. In Bewegung ist die Luft, die uns umgiebt fortwährend. Auch die scheinbar ganz stille bewegt sich wenigstens noch einen halben Meter in der Sekunde. Bewegter Luft können wir also schlechterdings nicht ausweichen, nicht einmal im Zimmer mit geschlossenen Fenstern und Thüren, und daher meint manche alte Tante, sie erkälte sich wenn eine Schranzhür oder eine Kommoden-Schublade offensteht.

Andererseits sagten wir, jene alte Weisheit habe ein Loch, weil sie nur eine halbe Wahrheit enthält und die andere, wichtigere Hälfte verschweigt. Bewegte Luft schadet unter seltenen Umständen. Unreine Luft schadet immer. Wäre in unserem Volke unreine Luft nur den zehnten Theil soviel gefährlicher, wie das, was man Zug nennt: die Aerzte hätten nicht halb soviel zu thun!

Unrein wird die Luft aber erstlich durch den Staub. An der See und auf der See „erkälte“ man sich nicht, trotzdem der Wind bläst, wie man es im Binnenlande kaum kennt; das geben auch die eingefleischtesten Erkältungsfreunde zu. Warum nicht? Weil die Seeluft staubfrei ist. Umgekehrt bringt das Einziehen dem sonst schon von Staub geplagten Städter und Zimmerbewohner noch mehr Staub, und darum krast es ihm im Winter alle Augenblicke in der Kehle und röthet ihm die Augen. Fällt ein Sonnenstrahl in einen dunkleren Raum, so sehen wir mit bloßen Augen, was Alles in der Luft umher tanzt und wirbelt, die wir mit jedem Athemzuge dem Körper einverleiben. Unter dem Vergrößerungsglase sehen wir noch viel mehr. Dieser Alles durchdringende Staub nun, den wir im Winter seltener als im Sommer zum Fenster hinausjagen, lieber in vermehrten wollenen Vorhängen, Decken und Polstern in unserer Nähe ansammeln und dann bei jeder Bewegung in die Zimmerluft verenden, dringt beim Einathmen in die Luftwege, reizt die zarten Schleimhäute, welche sie auskleiden, ruft darin Hitze, Entzündung, vermehrte Schleimabsonderung, Krampf hervor — und die „Erkältung“ ist fertig, die neun Mal unter zehn Fällen eine „Verstauung“ heißen sollte.

Unrein wird die Luft, die wir athmen, zweitens durch das Athmen selbst, und dies ist die gefährlichere Verunreinigung. In gewisser Beziehung geht beim Athmen dasselbe vor sich wie beim Essen. Nahrung wird in den Körper hineingeführt, theilweise verbraucht, theilweise wieder ausgeschieden, wobei die Ausscheidungen durch unbrauchbar gewordene Bestandtheile des Körpers vermehrt sind. Für Speise und Trank bewirkt dies der Magen mit den übrigen Verdauungsorganen, für die Luft die Lunge mit den Luftwegen und das Blut. Die Lunge entzieht der eingeathmeten Luft den Sauerstoff, den der Körper in all seinen Geweben zum Leben fortwährend nöthig hat, und nimmt dem Blute die überschüssige Kohlenäure ab, die sich bei jedem Ausathmen dann wieder der uns umgebenden Luft beimischt. Kohlenäure aber ist genau so gut Gift wie Arsenik oder Strachnin. Eine verhältnißmäßig geringe Menge davon genügt, um den stärksten Menschen in wenigen Minuten zu tödten.

Keine gesunde Lebensluft enthält ein halbes bis höchstens ein ganzes Tausendstel Kohlenäure, reichlich ein Viertel Sauerstoff. Draußen im Freien bleibt unter gewöhnlichen Verhältnissen diese Mischung ziemlich beständig dieselbe, wobei die fortwährende Bewegung der Luft eine große Rolle spielt. Darum sind Leute, die sich von Berufs wegen viel im Freien aufhalten, gesünder als Stubenhocker. Im Zimmer aber, wo Menschen athmen, verschlechtert sich die Luft um so schneller und gründlicher, je sorgfältiger man Thüren und Fenster geschlossen hält und alle Ritzen vor „Zug“ verperrt. Der Sauerstoff wird verzehrt, die Kohlenäure und der Wasserdampf durch Ausathmen und Ausdünstung vermehrt. Lebt man beständig in solchen ungelüfteten Räumen, so verschlechtert sich das Blut. Krankmachende Stoffe häufen sich im Körper an, statt durch das Athmen ausgeschieden zu werden, und schädigen zuerst die von Haus aus widerstandsfähigen Organe, deren Jeder von uns eins oder das andere bei sich trägt. Dem Einen schlägt Alles auf die Lunge, dem Anderen auf den Magen, dem Dritten ins Gehirn oder in die Zähne. Das meint man dann vom „Zug“ weggetriegt zu haben, während ein gründlicher, allstünd-

lich durch Thür und Fenster die Zimmerluft ausfegender Zug gerade das beste Mittel gewesen wäre, die Lebensluft zu erhalten, ohne welche die kräftigste Gesundheit nicht bestehen kann.

„Ich werde doch nicht für die Strafe einheizen!“ sagst Du entzündet. Nein, das können wir Luftfreunde uns auch nicht leisten. Aber ein kurzer Durchzug der Außenluft, selbst wenn sie erheblich kälter ist als die Zimmerluft, vertreibt gar nicht so viel von der theuer bezahlten Wärme, als man sich wohl einbildet. Sind die vier Wände des Zimmers, alle darin befindlichen Gegenstände und der Ofen selbst durch und durch gewärmt, so stellt sich nach einer vorübergehenden Abkühlung von wenigen Minuten eine angenehme Temperatur fast augenblicklich wieder her. Je größer der bewohnte Raum, desto seltener ist solche ausgiebige Lüftung nöthig; je kleiner, desto schneller vollzieht sie sich. Und da das Feuer im Ofen ohne Sauerstoff ebenso wenig brennen kann, wie der Mensch leben, so kommt die fleißig erneuerte Zimmerluft auch wieder dem Heizen zu Gute; denn je lustiger bei sonst praktischen Heiz-einrichtungen das Feuer brennt, desto mehr Wärme kann der Ofen ans Zimmer abgeben.

Wer seine Gesundheit lieb hat, lüftet also im Winter fleißig das Zimmer, heizt nicht über höchstens 15 Grad R., setzt sich nicht dicht an den Ofen, dessen ausstrahlende Wärme leicht schädlich wirkt, bekämpft den Staub mindestens einmal täglich einen Gang ins Freie, selbst wenn es regnet oder schneit. Das schlimmste Wetter sieht von der Stube immer schlimmer aus als es ist und schadet bei gehöriger Vorsicht viel weniger als beständig eingeachmete dumpfe, staubige, übelriechende Stubenluft.

Allerlei.

Rache eines asiatischen Herrschers. Die Verwicklungen in Korea lenken die angstvollen Blicke aller Politiker auf die bisher wenig bekannte Halbinsel des Gelben Meeres, da sie wohl wissen, daß die sogar im fernsten Osten ausgebrochenen Streitigkeiten ernste Folgen auch für Europa haben können. Wie bekannt, brach in Korea vor nicht langer Zeit ein Aufstand gegen die Regierung aus; Japan nahm sich der Rebellen an und schickte ihnen Hülfstruppen, die die koreanische Hauptstadt eroberten und den regierenden König verhafteten. Korea ist aber ein Vasallenstaat von China und diese bemäntelte Intervention Japans mußte zu einem Konflikt mit China führen. Auf die gerechte Forderung Chinas, die Truppen sofort abzurufen, antwortete die japanische Regierung mit Entsendung neuer Streitkräfte nach Korea. China that seinerseits dasselbe und so kam es zum Ausbruch des Krieges. Der unmittelbare Fühder aller dieser Kämpfungen, der Aufstand in Korea, hat eine sehr interessante Vorgeschichte; im innigsten Zusammenhang mit ihm steht ein politischer Mord, der vor mehreren Monaten die ganze ostasiatische Welt in größte Aufregung versetzte und dessen Geschichte wir hier in Kürze wiedergeben wollen. An das von seiner mittelalterlichen Bedeutung leider so tief herabgekommene Königreich Korea ist in den letzten 25 Jahren wiederholt die dringende Frage herangetreten, ob es sich dem Verlehr mit fremden Mächten eröffnen will oder nicht. Der beredten Sprache der Schiffsanonnen gehorchend, hat die mächtige Sippe der Mins, die seit Jahrhunderten die wichtigsten Regierungsstellen besetzt, im Namen des Königs den Japanern, Amerikanern und Europäern einige Handelsniederlassungen eingeräumt. Ihre Widerständer verlangten aber den sofortigen Abzug und der seit 27 Jahren von Japan befolgten Politik und wollten durch radikale Reformen und Einführung moderner Industrien Korea schnell der übrigen Kulturwelt annähern. Diesen jüdisisatorischen Heißjornen setzte die Minsverbrüderung beharrlich Widerstand entgegen. Da griffen am Abend des 4. Dezember 1884 die Häupter der Opposition zu einem verzweifelten Gewaltstreich. Sie veranstalteten zur Feier der Eröffnung der ersten Post in Korea ein Festessen, zu dem sie außer den fremden Konsuln auch das Haupt der Minsfamilie einluden. Als die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, ließen sie Feuerlärm machen. Der Minister verließ den Festsaal, um zu sehen, wo es brenne; aber draußen warteten die Mordgesellen, die ihn zwar nicht umbrachten, aber schwer verwundeten. Inzwischen waren die Versuchswornen in den Palast gedrungen, hatten sich der Person des Königs bemächtigt und sandten an die Häupter der am Minder befindlichen Partei den Befehl, sofort zum König zu kommen. Wie sie einer nach dem anderen am Thor des Palastes ankamen, wurden ihnen, indem sie aus der Sänfte stiegen, die Köpfe abgehakt. Die Ninjin entging dem Tode nur durch die Selbstaufopferung einer Palastdame. Zwei Tage lang regierten die grausamen Kulturhelden und versprachen die aufgefährtesten Reformen. Aber die Herrlichkeit war schnell vorüber, sobald sich der überraschte Clan ermannete. Ein der Versuchswornen wurden hingerichtet, die übrigen flohen nach Japan und Amerika. Einer der Mordführer, Kim Oi Riun, land in Japan ein und wurde trotz aller Vorstellungen der koreanischen Regierung nicht ausgeliefert. In seinem Zufluchtslande wußte er gute Verbindungen anzuknüpfen und sich mit unzufriedenen Koreanern über zukünftige Umgestaltungen zu verständigen, sodaß er auch in der Fremde ein Gegenstand der Zucht

für die Min-Stippe blieb. Nach fast zehnjähriger Pause sollte ihn das Schicksal doch ereilen. Als sich Kim, angeblich einer Einladung des früheren chinesischen Botschafters in Tokio folgend, vor wenigen Monaten nach Shanghai begab, schloß sich ein weitgereiseter vornehmer Koreaner ihm an und unterstützte ihn sogar mit Geldvorschußen. Aber in dem japanischen Hotel des internationalen Handelsemporiums, in dem sie einkehrten, erschloß er den rätselhaften Freund durch einige wohlgezielte Schüsse. Fast zu gleicher Zeit machten zwei andere Koreaner in Tokio einen ungeschickten und verfehlten Versuch, einen Genossen Kims, Namens Boku, zu ermorden. Der in Shanghai festgenommene Mörder, der jahrelang in Paris gelebt hat, sagte aus, daß er einen Verräther seines Landes getödtet habe und daß die Bewilligung des Königs zu solcher Muththat in den Händen seines Freundes Ki in Tokio sei. In der That hat sich in einem Koffer dieses Mannes, der auch die Ermordung des Boku in Tokio geslant hat, ein entsprechendes Schriftstück gefunden. Ob es nicht gefälscht ist, bleibt einstweilen noch fraglich. Ein beinahe komisches Nachspiel ist der Streit um den Leichnam des ermordeten Kim in Shanghai. Viele Japaner wünschten die sterblichen Reste des dem Lande so ergebenen Ermordeten auf japanischem Boden zu bestatten. Eine ganze Meile von wohlhabenden Männern kam nach Shanghai gefahren, um diese politische Reliquie zu holen. Aber inzwischen ist der Leichnam — abhanden gekommen. Er wurde beim Begräbniß von einer Motte entschlossener Leute — gestohlen. Wohin er gekommen ist, weiß Niemand. Wahrscheinlich nach Korea zur Verstimmlung.

Eine arabische Zeitung. In seinem kürzlich erschienenen Buche „Von sonnigen Küsten, Mittelmeer-Briefe“ (Verlag von B. Glöckler Nachfolger, Leipzig) schildert R. Böttcher einen Besuch auf der Redaktion einer arabischen Zeitung in Tanger folgendermaßen: Für die geistige Atmosphäre dieser Araber hat man vor Kurzem eine kleine Zeitung gegründet. Wieviel Tage sie existiren wird — Allah weiß es. Gerade stehe ich mit meinem Dolmetscher vor dem Redaktionslokal. Wie wärs, wenn ich die Herren Kollegen begrüßte? Redaktion, Expedition und die in einer Handpresse bestehende Druckerei — alle drei Mächte sind hier in einem kleinen strohmattenbelegten Gemach vereinigt. Ich werde zuerst der „Expedition“, verkörpert in einem dicken, trausbürtigen Araber, vorgestellt. Er ladet mich zum Essen ein. Aber wohin? Es steht hier aus, als hätten sämtliche Stühle einer Einladung des Gerichtsvollziehers Folge geleistet. Nun denn — in echt arabischer Weise auf den Boden . . . Ich sitze mit untergeschlagenen Beinen, nicht so grazios wie die marokkanische „Expedition“ — aber ich sitze. Der „Chefredakteur“ mit großem Turban, weißem Burnus und nackten Beinen, liegt auf der Erde. Vor ihm ein süß-hohes Kuddeln. Er baut den Leitartikel zusammen. In schönen arabischen Schönheften schreibt er von rechts nach links auf dickes, graues Papier. Manchmal guckt er in die Luft nach einem Gedanken oder fährt mit der Linken in den Turban; dann fragt die Feder wieder los, indes die kleinen, schwarzen Augen boshaft funkeln. Er schwelgt förmlich in dem anheimelnden Gefühl, irgend einem afrikanischen Sultan gute Rathschläge zu ertheilen oder den wilden Völkern weit da draußen in der Welt, etwa den Engländern, Russen oder Keuf-Schleizern, gehörig den Kopf zu waschen. Neben mir, am Boden lauernd, eine Masse Hühner und Wachsteln. Ich wundere mich, daß sie so ruhig sitzen bleiben; aber sie sind an den Füßen zusammengebunden. Dieses Geflügel ist die Hausflasse der „Expedition“, die Zahlung für ausgegebene Inzerate. Der „Chefredakteur“ schreibt und schreibt . . . Wie mir die „Expedition“ bedeutet, entsteht jetzt kein Artikel über auswärtige Politik; der Herr Kollege will vielmehr dem Pascha von Tanger einige kräftige Pillen zu schlucken geben. Ich möchte ihm in einer Anwendung von Aengstlichkeit zurufen: „Vorlicht, lieber Freund, damit Dir der Gewaltige nach einem rasch improvisirten Preßgelees nicht den Kopf vor die nackten Beine kollen läßt!“ . . . Ploßlich aber wird er im schönsten Gedankensflug von anderer Seite unterbrochen. Ein säbelbeiniger Kerl mit einem fetten Hahn stürzt herein. Sofort entzündet sich eine lebhafteste Debatte, bei welcher Redaktion, Expedition und Druckerei durcheinander schreien. Es gilt die Frage zu erledigen: soll der Mann für den Hahn die Zeitung zwei oder drei Wochen lang erhalten? Der Chefredakteur prüft den „Abonnementbetrag“, drückt ihm am Kopf herum und zieht ein verklärtes Gesicht. . . „Nun denn, drei Wochen!“ — und der Hahn leistet den Hühnern und Wachsteln Gesellschaft.

Warum fällt die Kage immer auf die Füße? Diese Frage — so schreibt man uns aus Paris — beschäftigte die Akademie der Wissenschaften in ihrer letzten Sitzung. Eine Mittheilung des Physiologen Marey, des berühmten Forschers über den Blutumlauf, stellte zuerst die Wichtigkeit der Thatsache mit wissenschaftlicher Genauigkeit fest. Er hat in seinem Laboratorium „des Parc des Princess“ (Bois de Boulogne) umfassende Versuche mit Kagen angestellt, die er mit dem Rücken nach unten aus einer Höhe von 1½ Mtr. herabfallen ließ, und über 60 Photographien der verschiedenen Stadien des Falles aufgenommen. Im ersten Stadium schwebt die Kage mit den Pfoten nach oben gelebt, in der Luft, im folgenden windet sie sich, im dritten hat sie sich bereits umgedreht und im nächsten berührt sie regelmäßig mit den vier Pfoten gleichzeitig den Erdboden, im fünften schüttelt sie sich und im sechsten läuft sie mit aufgerichteter Schwanz davon. Nun erhob sich die Frage: wie fängt die Kage es

an, um dem Gesetze der Schwere in so auffallender Weise Hohn zu sprechen? Darüber fand eine lebhafteste Diskussion statt. Guyon meinte, das Thier bewege während des Sturzes mit großer Energie seine Glieder und reagire so gegen das Gesetz der Schwere. Marcel Deprez dagegen war der Ansicht, daß ein Körper sich nicht von selbst in der Luft umdrehen könne. Verhelot Bertrand, Milne-Edwards und andere unterstützten diese Auffassung. Nach ihnen erhält der Körper der Kage eine rotirende Bewegung, die ihr durch das Abstoßen von einem Gegenstande beim Fall vom Dache, von der Kanne, bei den Versuchen Marey's von den Händen des Experimentirenden mitgetheilt wird. Marey entgegnete, seine Momentaufnahmen sprächen nicht dafür, da die Rotation erst im zweiten Stadium beginne. In einem zweiten Votum erlith Marey Deprez, es könne während des Sturzes die Lage der Eingeweide sich verändern (?) und die Rotation erzeugen. Marey versprach schließlich seine Experimente fortzusetzen und die Kagen dabei nicht aus der Hand fallen zu lassen, sondern sie an einem Faden aufzuhängen und diesen zu durchschneiden. Die Akademie sieht mit Spannung den weiteren Ergebnissen entgegen. Aber was werden die Thierphysiologie und die Kagenfreunde zu diesem neuesten wissenschaftlichen Spore sagen?

Das ist sein bestes Stücklein nicht gewesen. Unter diesem Schlagwort erzählt Hologgers „Heimgarten“ folgende Schurre: „Im hiederen Schwabenlande war ein unger Pfarrer vor den Herrn Superintendenten zitiert worden, weil er länger, als es die Sitte erforderte, an einer Bauernhochzeit theilgenommen und der Verlobung, ein unschuldig Tänzelein mitzutun, nicht hatte widerstehen können. Superintendent: Wissen Sie es nicht, junger Herr Amtsruder, daß für Benehmen sich mit der Würde eines evangelischen Geistlichen nicht verträgt?“ Pfarrer: „Befenne Euer Hochwürden hiermit reumüthig, einen Verloß gegen die herrschende Sitte begangen zu haben; im übrigen aber möchte ich ganz schüchtern und bescheiden daran erinnern, daß ja auch der Herr Jesus selbst einmal an einer Hochzeit förtlich war und sogar Wasser in Wein verandelt hat.“ Superintendent: „Des wohl; aber des ist sei best's Stücke net g'wah!“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Zum vierhundertjährigen **Geburtstage von Hans Sachs** erschien Joeben bei Moriz Schauenburg in Jahr eine kleine Festgabe, die wir allen Verehrern des Meisters, insbesondere auch den Bühnenleitern, warm empfehlen: „Hans Sachsens Herbstspiel“, dramatische Scene von Ernst Hermann. (30 S.) Der Inhalt der Scene, ein lebhaftes und rührendes Bild aus Sachsens Leben darstellend, und der Hauptfache nach aus seinen Werken selbst geschöpft, wird durch das Motiv angedeutet: „Hans Sachsens selbsteßes Liebesglück ist abgemalt in diesem Stück; es zeigt uns, wie der alte Mann die zweite gute Frau gewann.“ Die Vorführung bietet keinerlei Schwierigkeiten.

— **Verhandlungen der deutschen Silberkommission.** Stenographischer Bericht der 8.—20. Sitzung. 42 Bogen groß 8°. In zwei Bänden. Verlag von Hermann Walther in Berlin W., Kleiststr. 14. Preis M. 4.50 für beide Bände. Die Deutsche Silberkommission, die in diesem Frühjahr unter dem Vorsitz des Staatssekretärs des Reichsschatzamt's Grafen v. Posadowski-Wehner getagt hat, war durch den Reichsanstalt Grafen von Caprivi zusammenberufen worden, „beabsichtigt Förderung von Maßregeln zur Hebung und Befestigung des Silberwerthes.“ Der erste Band dieser billigen Ausgabe der Verhandlungen der Silber-Kommission enthält die Verathung über den bimetallicischen Hauptantrag, (Einzelpreis M. 3.—) der zweite Band, die Verathung über die Verhältnisse der Gold- und Silberproduktion unter Zuziehung von Sachverständigen, (Einzelpreis M. 1.50.) sodas diese Ausgabe das Wesentliche der Kommissionsverhandlungen, die Haupttheile, sowohl der Ausdehnung wie der sachlichen Wichtigkeit nach in unveränderter Abdruck der stenographischen Berichte enthält. Erwähnt sei noch, daß über die Frage der Coelmetalproduktion u. A. vernommen wurden der österreichische Reichsrathsabgeordnete Professor der Geologie a. d. Universität Wien Dr. Eduard Sueß, der Professor a. d. Bergakademie zu Freiberg in Sachsen Dr. Stelzner, und der königl. preussische Bergath Schmeißer, der im Auftrag des preussischen Handelsministeriums die Golddistrikte des Transvaal bereist und untersucht hat.

— **Der „Häusliche Rathgeber“**, ein praktisches Wochenblatt für alle deutschen Hausfrauen, begründet und herausgegeben von Robert Schneeweis in Breslau, bringt an der Spitze der Joeben zur Ausgabe gelangten Nummer 43 einen fimmerdsvoollen Artikel über „Allerjecken“, verbreitet sich alsdann über die Sitte resp. Unsitte der „Trinkgelder“ und schließt diesen Theil mit einem interessanten Artikel über „Bäntische Frauen“. Ganz allerliebt ist die kleine Novelle „Die Geschichte einer alten Jungfer“. Eine Heirathsannonce und deren Folgen“ und der Kriminalroman „Ammonit gepostet“. Praktischen Zwecken dient die reich illustrierte Modenbeilage mit einem schönen Schnittmusterbogen und die Rubriken Gesundheitspflege — Gemeinnütziges — Fürs Haus — Für die Küche — Backwerk — Getränke zc. Wer dieses interessante Blatt noch nicht kennt, dem rathen wir, sich eine Probenummer von dem Verleger des Blattes gratis und franko kommen zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Rotationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.